



FOTO: IMANER VIT (DPA)

Kinder aus der Ukraine haben oft Schreckliches erlebt. Doch auch außerhalb der Kriegsgebiete setzt Kindern das Geschehen zu.

# Pandemie und Krieg belasten Kinder

Pandemie und Krieg haben Kindern stark zugesetzt und tun es noch. Die Auswirkungen auf die psychische Belastung der Jüngsten war Thema einer Veranstaltung in Weil am Rhein.

■ Von Ansgar Taschinski

**WEIL AM RHEIN** Auf Einladung des Nadia Murad Zentrums sprachen am Freitagabend David Bürgin und Jill Huberty von den universitären psychiatrischen Kliniken Basel über die Auswirkungen von Krieg und Vertreibung auf die psychische Gesundheit von Kindern. Etwa 25 Interessierte aus Fachkreisen und Helfende waren ins Diakonische Werk in Weil am Rhein gekommen.

„Kinder sind sowohl der Grund, die schlimmsten Aspekte bewaffneter Konflikte zu beseitigen, als auch unsere beste Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen“ zitierte David Bürgin die mosambikanische Menschenrechtsaktivistin Graça Machel gleich zu Beginn seines Vortrags. Laut dem neusten Bericht von Unicef habe die Pandemie Kinder starken psychischen Belastungen ausgesetzt. Mit Krieg kämen nun, auch jenseits der Kriegsgebiete, Unsicherheit und Ängste hinzu. Die Reaktionen von Kindern auf diese Umstände umfassten von Konzentrations- und Schlafproblemen bis hin zu Wutanfällen ein sehr breites Spektrum. Vielfach ändere sich das Spielverhalten, Kinder zögen sich zurück oder machten Rückschritte in ihrer Entwicklung, so Bürgin. Auch kör-



David Bürgin, Jill Huberty (Mitte) und Nazmiye Mahmutaj bei der Veranstaltung zu den Auswirkungen von Pandemie und Krieg auf Kinder

perliche Reaktionen wie diffuse Schmerzen seien zu beobachten.

Bei Kindern aus Konfliktgebieten seien die Zahlen bei posttraumatischen Belastungsstörungen sowie Angst- und depressiven Erkrankungen in etwa doppelt so hoch wie bei zu Kindern ohne derartige Erfahrungen, auch wenn aufgrund der unterschiedlichen Konfliktsituationen Zahlen schwer zu erfassen seien. Zugleich mahnte er an, nicht automatisch bei allen Kindern mit Fluchterfahrung von psychischen Problemen auszugehen.

Wichtig sei, was nach den potenziell traumatischen Erlebnissen passiere. Geflohene Kinder hätten ihren sicheren Bezugsrahmen, seien es Familienangehörige, Freunde oder die Schule, verloren und litten unter einem Gefühl der Unsicher-

heit. Zunächst sei es essenziell, grundlegende physische wie emotionale Bedürfnisse von Kindern, wie Sicherheit und Geborgenheit, wieder herzustellen. Dazu kämen mehrstufige Unterstützungs- und Interventionsmaßnahmen für die mentale Gesundheit von Kindern sowie gegebenenfalls psychologische Betreuung in Notfallsituationen. „Wir müssen auch Eltern unterstützen, sich um ihre Kinder kümmern zu können“, sagte Bürgin.

Aber auch bei Kindern, die keine direkten Kriegs- und Fluchterfahrungen gemacht hätten, könnten etwa Bilder davon in den Medien zu Ängsten und Unsicherheit führen, betonte er. Wichtig sei, dass Eltern ihren Kindern ehrlich von den Widrigkeiten des Krieges erzählten, aber auch Hoffnung und emotionale Sicherheit

vermittelten. Für Eltern gebe es hierzu etwa vom Universitätsklinikum Ulm einen fünfseitigen Leitfaden mit dem Titel „Mit Kindern über Krieg sprechen“.

Bürgin wandte sich auch an die Helferinnen und Helfer. „Es ist fantastisch, was sie an Arbeit leisten“, sagte er. Zugleich sei es wichtig, auch auf sich selbst zu achten und darauf, dass es einem langfristig gut gehe. Die Arbeit sei mehr mit einem Marathon als einem Sprint zu vergleichen und dauerhafte Unterstützung wichtig.

Im Anschluss hatten die etwa 25 Zuhörerinnen und Zuhörer die Möglichkeit, Fragen an Bürgin und seine Kollegin, die Psychologin Jill Huberty, zu stellen. Ein zentrales Thema war die Sprachbarriere. Huberty riet, möglichst einen Dolmetscher hinzuzuziehen und mit diesen gemeinsam einen sicheren Raum für die Kinder zu schaffen. Auch der Einsatz von Gestik und Mimik sei entscheidend. Im familiären Kontext seien es oft die Jugendlichen, die zwar mit am belastetsten seien, zugleich aber die Sprache am besten beherrschten und so als Übersetzer für die Eltern funktionierten. Hier müsse man versuchen, jemanden in die Familie zu bringen, der die Sprache beherrsche, wie Dolmetscher oder Personen aus dem weiteren Familienkreis oder der Gemeinschaft, um die Jugendlichen zu entlasten. Zur Sprache kam auch, dass die derzeitigen Strukturen im Bildungssystem nicht ausreichend auf Kinder ohne deutsche Sprachkenntnisse ausgerichtet seien, wie eine der Zuhörerinnen betonte. So erklärte Bürgin: „Da treffen traumpädagogische Konzepte und Ideale auf die blanke Realität des deutschen Bildungssystems.“

FOTO: ANSGAR TASCHINSKI